

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 51

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 51 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

18. Dezember 1937

Weihnacht

Von Ida Fronmeyer

Nun tu dich auf, mein dunkler Herzenschrein,
Und laß der Weihnacht Wunder in dich ein:

Das Wunder, daß in diese unsre Welt
Einstmals das Licht der Liebe ward gestellt.

Daß diese Liebe trug des Menschen Kleid
Und teilte unsre Not und Dunkelheit.

Und trant Verlassenheit und Todespein,
Auf daß wir wüßten um ihr Brudersein.

Und ob auch diese Liebe ward verlacht,
Verflucht, gemordet und zu Grab gebracht —

Sie lebt und ist. Verborgten oft, mißacht't
Und doch ein Stern in unsrer Nacht.

Drum tu dich auf, mein dunkler Herzenschrein,
Und laß der Weihnacht Wunder ein.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

22

Das Weitere fesselte Heinrich nicht mehr. Er ließ sich auf einen Stuhl sinken; ein Schauer ging durch seinen Leib; leise jammerte er vor sich hin: „Rösle! — Du armes Rösle!“

Der Stimmung des Mitleids folgte die der Empörung. In jener Brandnacht hatte sich zwischen Rösle und ihm jener Liebessturm unter den Weiden an der Oberaach zugetragen. Seinen ersten heißen Kuß hatte er einem von ihrem Vater zum Verbrechen verführten Mädchen geschenkt, und seine Liebe war ihr gut genug gewesen, das schreiende Gewissen zu ertöten. Wenn er jetzt noch ihr Verlobter wäre, oder wenn der Zufall die Brandstiftung erst entdeckt hätte, nachdem sie schon ihren Hausstand gegründet und Kinder besessen hätten! Welche Schande, welch ein Unglück wäre es für ihn geworden!

So liefen die Gedanken des Ergriffenen; die Schicksalsfurcht froh ihm in die Glieder: An was für dunkeln Abgründen gehen wir im Traumwandel des Lebens dahin und wissen es nicht? — Ja, danken mußte er Reinhold von Plus, dem Abgründigen, daß er ihn, wenn auch auf eine abscheuliche Art, von Rösle befreit hatte. Der Menschenverächter, dem er den tiefsten Haß nachgeschleudert hatte, war vielleicht doch sein aufrichtiger Freund gewesen!

Nachdem ihm der Brief der Schwester eine selige Stunde bereitet hatte, ging es Heinrich jetzt wie einem, der weihewoll und freudig gestimmt von hohem Berggipfel in das Werden des Sonnenaufgangs blickt, in die Wölkchen, die sich über den dunkeln Seen röten, auf die Gipfel, die ihre Lichter anzünden — und mitten im friedvollen Genießen stößt ihn eine Hand von hinten in den Abgrund.

„Mutter, Mutter, wie hast du recht gehabt!“ stöhnte er. Zu erschüttert, um den Brief an die Schwester zu vollenden, wandte er sich in das durch die beiden Schützenfeste von Einheimischen merklich entblöhte Dorf und verbrachte den Abend mit Kaufmann in der „Stella Polare“. Es war ihm eine wohlthätige Auslösung aus seiner schweren Stimmung, als der Aufseher mit warmer Hochachtung von Vater Placidus sprach und, wie sein Besuch im Tunnel einen tiefen Eindruck auf die Arbeiter und Mineure gemacht habe.

„Das gibt ihnen nun ein paar Tage Unterhaltung“, plauderte Kaufmann, „glauben Sie mir, daß unter den Leuten, welche die gefährlichste und schmutzigste Arbeit verrichten, manche religiöse Denker, Lebensphilosophen, Dichter, Künstler, Politiker sind. Sie wissen es vielleicht selber nicht, daß sie es sind; aber stets überrasche ich sie in ihren Mußestunden wieder, wie sie sich auf ihre ursprüngliche und besondere Art das Leben, die Welt und die Ewigkeit zurechtlegen, sich rührende Geschichten aus ihrer Heimat erzählen, ein Heldenlied auf Louis Favre, den Bauunternehmer des Gotthard, oder Spottverse auf uns Ingenieure dichten, wie sie mit einem Rötelstift in wenigen Zügen das Bild ihrer Geliebten oder ihres Mütterleins auf eine Kiste zu zeichnen versuchen, meist mit recht unzulänglichen Mitteln des Ausdrucks, aber doch mit quellendem Eifer. Was wäre aus diesen Leuten geworden, wenn sie etliche Jahre auf der Schulbank hätten sitzen können? — Ich muß so oft daran denken, wie viel feine Anlage in den untern Schichten der Völker verloren geht, ohne daß je ein belebender Sonnenstrahl darauf fällt!“

„Sie denken daran, weil Sie selber Philosoph sind“, versetzte Landsiedel.

„Oder es wenigstens gern wäre“, erwiderte Kaufmann nach einiger Zögerung.

Bald mußte er in den Stollen aufbrechen.

Heinrich aber war durch die Unterhaltung mit dem tiefgründigen Ingenieur wieder ruhiger geworden. Als er unter dem klaren Sternenhimmel zwischen den dunkeln Bergen nach Hause schritt, da dachte er nicht mehr an Rösle, sondern an Doia.

Morgen kam sie!

Im Erwachen weilten seine Gedanken bei Cesari. Der alte Mann, den die Sorge um die Zukunft seines Kindes hinaus ins Schwabenland getrieben hatte, mochte heute gegen Abend in Tübingen ankommen. Wie er dann wohl seine Nachforschungen nach dem ehemaligen Studenten Landsiedel anstellte? — Ob er von Doia wußte, daß Schwager und Schwägerin ein Gasthaus betrieben? — Ob er gleich ins „Waldhorn“ ging, und ob er Else im Laufe des Gesprächs den Grund seines Kommens verriet?

Ja, jetzt hätte Heinrich gerne einen Blick hinein in das alte, liebe Tübingen getan; auch verspürte er, wie ihn eine wachsende Liebe mit dem würdigen Vater Doias verband.

Nachdem er seine Lehrerpflicht erfüllt hatte, schrieb er den Brief an Else fertig, ließ sie zwischen den Zeilen ahnen, daß er durch eine Liebe an Airolo gebunden sei, und bat sie um rasche Nachrichten über den Besuch Cesaris.

Da hörte er die Stimme Doias vom Flur her. Im nächsten Augenblick erschien ihre hohe, schlanke Gestalt, dunkelgewandet und in einfachem Strohhut unter der Tür. „Heinrich“, schrie sie freudig auf und reichte ihm einen Strauß Wiesenblumen. Die Wangen glühten ihr noch vom Wandern, und in ihren Küffen lag die jauchzende Liebe.

Als sie den Brief sah, sagte sie: „Ich darf doch deiner Schwester auch einen Gruß senden?“

„Ist es nicht unvorsichtig?“ gab er ihr zu bedenken. „Dein Vater —“

Sie unterbrach ihn aber übermütig und schrieb mit fester Feder unter seinen Namen: „Mille saluti di Doia Cesari colla speranza di far la conoscenza di Lei.“

„Heinrich, wenn mein Vater auch erfährt, daß ich bei dir war, was tut's? — Ich bin ja sicher, daß wir zusammenkommen! Nun übersehe deiner Schwester noch, was ich geschrieben habe.“

Und er schrieb: „Tausend Grüße von Doia Cesari, die hofft Dich kennen zu lernen. — Nicht wahr, Schwesterlein, der Name Doia ist schön! Ich glaube, er kommt aus dem Griechisch-Dorischen; er bedeutet das Geschenk. In der Tat hat mir der Himmel an Doia das wunderbarste Wandergeschenk bereitet, das mir je hätte zuteil werden können.“

„Doia, das Geschenk“, rief sie; „das habe ich ja selber nicht gewußt. Jetzt gefällt mir der Name erst recht gut. Was bist du für ein gebildeter Mann, Heinrich, daß du ihn hast deuten können.“

Ihre Augen sprühten und strahlten, und der rote Mund lächelte in entzündender Süße. „Durch Vater Placidus bin ich auch so stolz geworden auf dich! Wohin du willst, gehe ich mit dir und werde das Heimweh nicht bekommen. Ziehen wir miteinander nach Tübingen zu deiner Schwester? O, wenn doch nur deine Mutter noch lebte; ich würde ihr die Hände küssen.“

Ihm war, er hätte Doia noch nie so schön gesehen, noch nie so viel bebende Zärtlichkeit aus ihrer tiefen, metallenen Stimme gehört.

„Nun hätten wir aber zu allererst ein Geldgeschäft zu erledigen“, versetzte er etwas zögernd und nahm aus seinem Täschchen ein paar Goldmünzen.

„Willst du mich kränken“, rief sie mit blühenden Augen und lachendem Mund. „Ich war ja schon an jenem ersten Morgen so glücklich, als ich dir das Geld geben konnte, und ich will deine Gläubigerin bleiben, bis ich mit dir als Verlobte zu deiner Schwester fahren kann. Dann kaufen wir ihr daraus ein hübsches Angebinde!“

Munter lief das Geplauder. Da holte Camillo Testa das Paar zum Mittagbrot.

Bei der Abwesenheit des Hausherrn, der sonst das Mahl durch ein anregendes Gespräch würzte, verlief es etwas eintönig. Bald nachher drängte Doia zu einem Spaziergang.

„Bist du verrückt, Kind? — Bei der Gluthitze!“ schalt die Hausfrau.

„Du gehst ja doch schlafen!“ erwiderte Doia. Der Gang ins Freie kam zustande. „Meine Tante, die Genuesin und ich verstehen uns nicht besonders gut“, wandte sie sich plaudernd zu Heinrich. „Sie ist ja eine schöne Frau, aber träg. Mir kommt sie stets vor wie ein vom Wind sanft dahergeblasenes Segelschiff auf dem Meer. Ich glaube, daß Odoardo zuweilen unter ihrem gleichgiltigen Wesen leidet. Darum ist er so eifrig bei den Geschäften; er kann dabei vergessen, was er im Hause vermisst.“

Landsiedel lachte herzlich über das Segelschiff. Manchmal hatte Doia eine große Treffsicherheit in der Beurteilung der Menschen.

Sie schritten gegen den Tessin hinab und folgten eine Weile seinem Lauf. Begierig sog sie die aus der grauen Wasserflut aufsteigende Kühle in sich ein.

„Woran denkst du?“ fragte Doia ihren verträumten Begleiter.

„Ich denke, wie es einmal sein wird, wenn wir miteinander durch die Gassen von Tübingen gehen, wie sich die Studenten, die Mädchen und andere Leute nach dir umsehen werden.“

„Ist denn etwas Besonders an mir?“ fragte sie schelmisch.

„Ja“, erwiderte er froh gelaut, „wer hat bei uns den gleichen Glanz in den Augen, einen so tiefroten Mund, die lange, schmale Nase, die seidigen Wimpern?“

„Jetzt hör' auf“, lachte sie. „Seit wann bist du unter die Schmeichler gegangen?“

Sie gab ihm einen Kuß.

Bei den Felsen von Stalvedro erreichten sie ein kühles Schattenplätzchen. Eine Quelle rann durch das Moos, und die Aeste etlicher silberschaftiger Birken schwankten im Flußwind.

Da ließ sich Doia lässig niedergleiten. Ihre Augen luden ihn ein, das gleiche zu tun.

Außer dem Rauschen des Flusses und dem Summen einiger Käfer war völlige Stille in der Weltabgeschlossenheit.

Sie schauten sich glücklich ins Gesicht, und jedes hatte nur die Absicht, die paar Stunden des Zusammenseins mit dem andern aufs Tiefste zu genießen. Allmählich aber wurde ihr Gespräch doch ernster. Es drehte sich um das glückliche Eingreifen des Vaters Placidus in ihre Liebesorgen, um Pfarrer Gini, der Doia wirklich mit Drohungen der Jenseitsstrafen gequält hatte, um die plötzliche Reise des Vaters nach Schwaben, und zuletzt fiel zwischen ihnen der Name Carlo, den sie sonst mieden.

„Vielleicht entdeckt er am Schützenfest eine, die ihm besser gefällt als ich“, scherzte Doia.

Heinrich aber seufzte tief auf: „Was helfen uns alle Hoffnungen und Pläne, selbst die Reise deines Vaters, wenn Grimmelli seine Scheine nicht annimmt und ein Gelübde verweigert? Ich habe deswegen doch manchmal ein recht schweres Herz.“

„Und ich nicht“, erwiderte sie tröstlich. „Drei Jahre haben mein Vater und ich unter Schmerzen gegrübelt, wie die unbedachte Verlobung mit dem bösen Menschen lösen; jetzt bin ich sicher, daß es geht. Gott wird mir helfen; ich habe ihn so innig

darum gebeten — und sieh' da, — im Traum der Nacht sah ich, wie Carlo aus dem Hafen von Genua abfuhr — nach Amerika!"

„Ein Traum, geboren aus dem Wunsch“, versetzte Heinrich nachdenklich.

„Du bist ein schwerblütiger Mensch“, lächelte sie. „Sage mir lieber, wie war's im Tunnel? — Nein, auch das nicht; ich möchte am liebsten hier neben dir ruhen und gar nichts sprechen. So sind die Seelen einander am nächsten.“

Sie streckte ihm die Hand und schloß die Augen. Wonnic betrachtete er die Scheinschläferin, um deren Lippen der Schelm suchte.

Bald schlug sie die Wimpern wieder auf.

„Du, Heinrich, oft ist mir, wir hätten uns in einem andern Leben schon gekannt“, sagte sie. „Was hältst du von diesem Gedanken?“

Ehe er antworten konnte, bemerkte sie mit veränderter Stimme: „Horch, man ruft mich! — Horch!“

Jetzt hörte auch er ihren Namen und dann den seinen.

Verwundert rafften sie sich aus dem Moos empor. In einiger Entfernung standen die beiden Brüder Testa am Fluß, spähten nach allen Richtungen und wiederholten die Rufe dringlicher: „Doia — Herr Landsiedel!“

„Wenn es bloß wegen dem Vesperbrot ist!“ versetzte Doia unwillig über die Störung.

Die Jungen hatten das Paar entdeckt und kamen gelaufen. Nach ihrer Erregung mußte es sich doch um etwas Besonderes handeln.

„Schnell heim! Der Vater wünscht es“, rief Leo schon aus einiger Entfernung.

Warum ist wohl Odoardo Testa, der von Balerna nach Genua hatte fahren wollen, zurückgekehrt? — So fragten sich Heinrich wie Doia.

Da gaben die herbeieilenden Burschen die Aufklärung.

„Es ist ein Unglück geschehen — in Mendrisio“, erzählte Leo atemlos. Niemand spricht von etwas anderem. Carlo Grimelli —“

„Ist Carlo tot?“ fragte Doia zurücktaumelnd.

„Nein“, erzählte der Junge, „er hat einen andern getötet, den Doktor Elvezio Botolomeo.“

„Carlo“, schrie Doia, „den jungen Arzt, den Bruder meiner Freundin!“

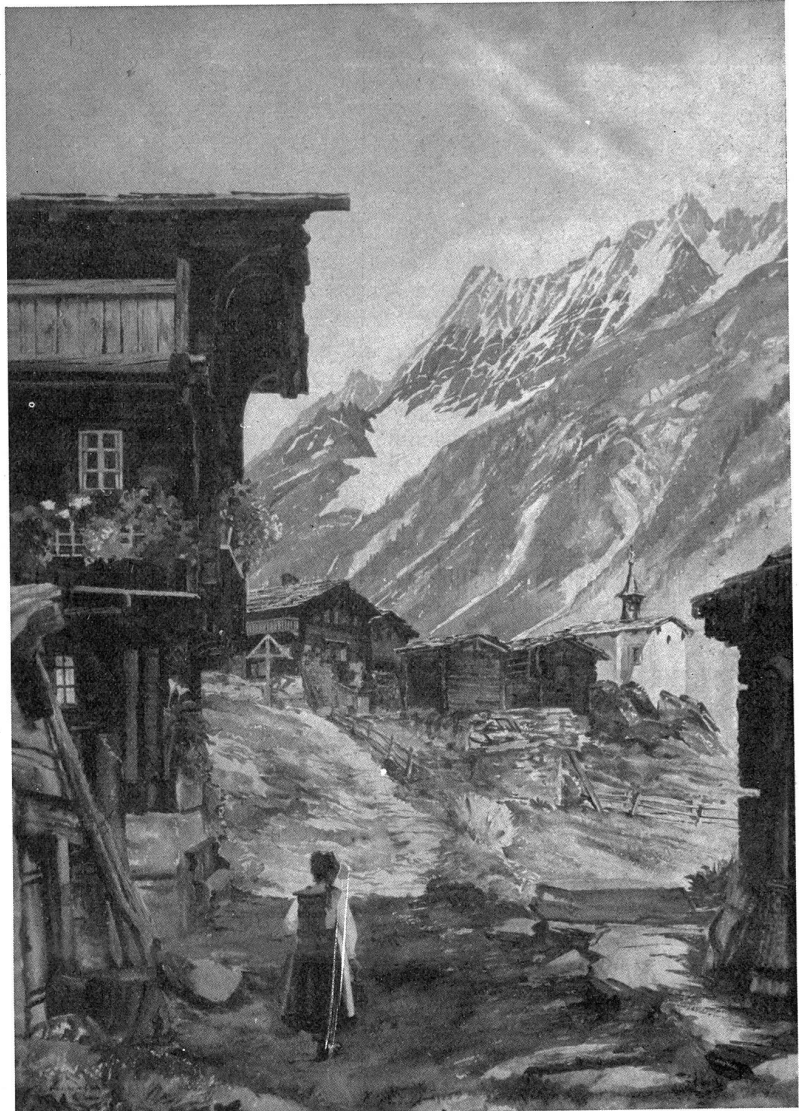
Heinrich mußte die Entgeisterte und Totenblasse stützen.

„Elvezio hatte ja eine Braut“, sagte sie mit erlöschender Stimme, wurde vor Schrecken schlaff und ließ den Kopf auf die Schulter Landsiedels sinken. Die Füße trugen sie nicht mehr.

Er und Leo führten sie den Wiesenweg dahin. Endlich erreichten sie das Haus.

Dort empfing sie Testa noch reisebestaubt, selber angegriffen von dem Ereignis.

„Deinetwegen bin ich heimgekommen, Doia, und es ist mir lieb, dich schon hier zu treffen“, wandte er sich an die mit verkrampften Händen reglos Dastuhende. „Du darfst nicht wieder nach Altanca hinauf; wir müssen dich in Sicherheit vor Grimelli bringen. Er hat sich leider in der allgemeinen Verwirrung, welche die Tat hervorrief, flüchten können, und niemand weiß, wohin er sich gewandt hat. Da ist mir vor allem um dich bange!



Eisten im Lötschental

Gemälde von K. Anneler

Er wird, bevor er sich den Gerichten ergibt, noch irgend einen verzweifeltsten Ueberfall auf dich versuchen.“

„Wenn nur der Vater da wäre! Ich fürchte mich auch gräßlich vor Carlo“, kam es von Doias Lippen. „Bringe mich zu den Karmeliterinnen in Como. Dort ist die Schwester des Getöteten. Sie ist meine Freundin. Ich kann ihr in ihrem großen Seelenschmerz vielleicht etwas sein.“

Es kam wieder ein wenig Leben in ihre Gestalt.

Der Vorschlag gefiel Testa nicht. Das lag an seiner Abneigung gegen die Klöster. Er beriet mit Landsiedel, sagte dann aber: „Sicherer wäre Doia wohl nirgends als bei den Nonnen von Como. Hoffentlich handelt es sich nur um einen kurzen Aufenthalt. Die Verhaftung Grimellis kann ja heute, morgen oder übermorgen erfolgen. Ich denke mir, daß er sich nach Genua gewandt hat, um mit einem Schiff zu entkommen; er wird aber bald merken, daß ihm der Seeweg verlegt ist. Irgendwie wird er in die Heimat zurückflüchten. In den Städten und größeren Dörfern kann er nicht sein, da ist ihm die Gendarmerie auf den Fersen; also wird er sich in den Bergen herumtreiben, in der Gegend von Altanca. So rechnet auch die Polizei; es sind ein paar Mann ins Dorf hinauf befohlen; nur erachte ich für Doia nicht als genügenden Schutz. Grimelli ist gewiß schlauer als die Landjäger, und ich kann mir's nicht anders vorstellen,

der Preis, um den er seine letzte Freiheit verkauft, ist ein Schuß auf Doia — wenn es nicht etwas anderes ist.“

Nun zitterte auch Heinrich um ihr Leben.

„Was ist denn in Mendrisio geschehen?“ fragte er mit verwirrten Gedanken.

„Mir ist es ein Herzeleid, daß die beiden Feste so übel ausgegangen sind“, versetzte Testa. „Bei den Freisinnigen in Balerna wie bei den Konservativen in Mendrisio war das Bestreben, in Hochachtung und Höflichkeit miteinander auszukommen. Gegenseitig sandten sich die Parteien ihre Grüße. So kam beim Mittagstisch der konservative Doktor Elvezio Botolomeo zu uns Freisinnigen und hielt eine feurige Rede auf den Tessin und die Schweiz. Aus vielen hundert Kehlen erscholl der Ruf: „Evviva la Svizzera!“ Dazwischen mengten sich aber aus verschiedenen Ecken Stimmen: „Evviva l'Italia nobile — Gallia nobile — evviva la fraternità latina.“ Man kannte die Schreier, an deren Spitze Grimelli stand, und nahm die Sache nicht schwer. Als sich aber die Köpfe bei Wein und Tanz schon etwas erhitzt hatten, jagte unsere Jungmannschaft ihn und seine Gefellen zum Festzelt hinaus. Zu schwach zum Widerstand wandten sich diese hinüber nach Mendrisio und nisteten sich bei den Konservativen, zu denen auch Botolomeo zurückgekehrt war, als ungebetene Gäste ein. Man ließ sie gewähren. Nun hatte Grimelli die Frechheit, die Braut Botolomeos, eine junge Dame aus dem Hause Olgiati von fast königlicher Erscheinung, um einen Tanz zu bitten. Sie erwiderte ihm, er möge die Erlaubnis ihres Verlobten einholen. Grimelli wandte sich also an Botolomeo. Wahrscheinlich hatte sich der angesehene Arzt, der, wie schon sein Name Elvezio sagt, aus einer stark schweizerisch empfindenden Familie stammt, an den vaterlandsfeindlichen Pfiffen und Gegenrufen nach seiner Mittagsrede gekränkt; er erwiderte Grimelli: „Jeder brave Tessiner darf mit meiner Braut tanzen, aber Sie nicht!“
Fortsetzung folgt.

Bücher für den Weihnachtstisch

Kinderbücher. Aus dem Verlag Drell Füssli, Zürich. Ernst Brauchlin, Hansrudis Geheimnis. Erzählung. Ill. v. Hans Schaad. Hl. 6.—

Ein prächtiges Knabenbuch für Buben und Mädchen von 10 bis 13 Jahren Ein armer, aber innerlich tüchtiger Bube eines arbeitslosen Vaters ringt sich mit gewaltiger Willensanstrengung durch Not und widerliche Umstände zu einem glücklichen Kinder- und Schülerdasein durch. Ein wohlmeinender und pädagogisch geschickter Lehrer und andere gute Menschen helfen nach.

Elisa Hinzelmann, Drei Wege ins Leben. Ein Jungmädchenbuch. Ill. 200 S., geb. Fr. 6.—

Drei Jungmädchen auf gleicher Schulbank stehen vor der Berufswahl. Wie sie sich entscheiden, das eine für Schauspielerin, das andere für Rechtsanwältin, das dritte für Haute Couturière, jedes entsprechend seiner innern Anlage und seinem Milieu, welche Hindernisse und Schwierigkeiten ihnen das Leben und — die Liebe in den Weg legen, dies erzählt die Verfasserin faßtig und lebenswahr und aus tiefstem Verständnis der Jungmädchenseele heraus. Sie schenkt uns wieder ein künstlerisch wertvolles Buch für die reifere weibliche Jugend, wie sie es schon mit ihren früheren Büchern getan hat. S. B.

Schweizer Knabenbuch. — Schweizer Mädchenbuch. Beide reich illustriert, ca. 200 S., Geb. je Fr. 6.80.

Bisher mußten die Schweizerkinder sich die entsprechenden deutschen Knaben- und Mädchenbücher zu Weihnachten wünschen. Die veränderten politischen Verhältnisse zwingen uns Eltern, diese deutschen Jugendbücher zurückzuweisen und unseren Kindern Schweizerbücher zu kaufen. Die einheimischen Verleger sind auch in der Lage, solche anzubieten. So liegen hier zwei sehr empfehlenswerte Unterhaltungsbücher vor, die auf die

unterschiedlichen Interessen der Buben und Mädchen eingestellt sind: für die ersten sind Reisen, Abenteuer, Technik, Sport, für die andern Frauenchicksale und Frauenerlebnisse, Frauenberufe und sportliche Künste die gegebenen Stoffe. Schweizer Schriftsteller und Schriftstellerinnen von Ruf und W. E. Baer als Zeichnkünstler haben sich um Inhalt und Ausstattung der Bücher bemüht. Diese dürfen auf dankbare und entzückte Kinderherzen rechnen. S. B.

Aus dem Verlag A. Francke A.-G., in Bern.

Elisa Muschg, Hansi und Ume unterwegs. 227 S. illust., Leinen Fr. 6.80.

Auf unterhaltliche und dem kindlichen Interesse angepaßte Weise werden die Leser — es sind Kinder gemeint von 9 Jahren an — mit Sitten und Gebräuchen ferner Länder und fremder Völker bekannt gemacht. Hansi, der Bube eines Schweizer Landlehrers, hat nämlich das fabelhafte Glück, von einer reichen Schweizer-Japaner Familie, die im Heimatdorfe Aufenthalt gemacht, auf ihrer Reise über Amerika nach Japan mitgenommen zu werden als Spielgefährte des Japaner Töchterchens Ume, das bei Hansis Vater Deutschstunden bekommen hatte. Was die Reisegesellschaft und was Hansi persönlich auf der langen Reise durch Weltstädte, auf dem Meerschiff, in den Grand-Hotels, im großen Zentralpark und zuletzt im fernen Nippon mit den merkwürdigen Pflanzen und Früchten, die das Heimweh nach dem lieben Schweizerlande mächtig in ihm aufsteigen lassen, erschaut und erlebt, wird hier schlicht und leichtfaßlich erzählt. Man merkt, daß die Verfasserin dabei aus eigenem Reiseerleben schöpfte. In einem 2. Buche will sie von Hansis Aufenthalt in Japan weiter erzählen. Sicher werden sich die glücklichen Besitzer des vorliegenden ersten Buches auch dieses zweite wünschen. S. B.

Elisabeth Müller, Das Schweizer Fähnchen. Eine Erzählung für die Schweizerjugend. Mit Bildern von Hanna Egger. Leinen Fr. 6.50.

Eine aus dem revolutionären Rußland geflüchtete Schweizer Familie sucht Zuflucht und neuen Existenzboden in der Heimat. Engherzigkeit den „Russen“ gegenüber, Geiz, ja selbst Neid verwehren den Eingang. Aber vererbende Güte und Erbarmen auf der andern Seite machen das Einwurzeln doch möglich und begründen die optimistische Grundeinstellung des Buches, das dadurch zu einem wertvollen Jugendbuche wird, wie das von der Verfasserin des „Theresli“ und „Breneli“ und „Christeli“ nicht anders zu erwarten ist. M. B.

Verlag H. R. Sauerländer,arau.

Fritz Brunner, Bigi, der Berstobene. Die Geschichte eines tapferen Bubenlebens aus unserer Zeit. Illustr., Leinen Fr. 6.50.

Ein ganz feines Jugendbuch. Von einem Erzieher geschrieben, der die Jugend, namentlich die Buben, bald hätte ich geschrieben — Lausbuben, kennt, wie kein zweiter. Tatsächlich handelt es sich bei Bigi um eine der beklagenswerten Schülerexistenzen, die unter dem Terror spott- und verfolgungsfüchtiger grober Bengel leiden. Und doppelt leiden, weil sie zu nobel sind, um die Verfolger zu verklagen, so daß diese lange unbestraft ihre Schandtaten forttreiben können. Bigi ist wohl ein schwächlicher, unterernährter Bube, der sich seiner Widersacher nicht zu erwehren weiß, aber er ist daneben ein tapferer Bursche, der sich als Ausläufer und Helfer in einem harten Leben überall bewährt und am Ende auch mit seinen innern Nöten fertig wird, wie er auch seinem arbeitslosen Stiefvater ein wahrer Retter und seiner Mutter ein Trost und eine Stütze ist. — Ein starkes soziales Fühlen beherrscht das Buch. Packend und überzeugend wird die schöne Arbeitsgemeinschaft der Kohlenmänner und des Armeleutebuben in Gegensatz gestellt zu der sozialen Verstandnislosigkeit gewisser besitzender Schichten, ohne daß im geringsten ein polemischer Ton angeschlagen würde. — Die Schilderung dieses Kinderschicksales ist übrigens voller Lichtblicke und endet mit einer herrlichen Sport- und Ferienfahrt des kleinen, sympathischen Helden. Das Buch wird unsere Jugend in freudig mitgehende Spannung versetzen —; es wird ein Lieblingsbuch unserer Zehn- bis Bierzehnjährigen werden. S. B.